

Guenther Sandleben

---

## Monetäre Werttheorie als Preistheorie

### Geld und Wert bei Michael Heinrich

Seit einiger Zeit ist eine Werttheorie im Gespräch, die sich das Attribut monetär zugelegt hat und von sich behauptet, in der Tradition einer wirklichen Kritik der politischen Ökonomie zu stehen, die gänzlich mit der klassischen politischen Ökonomie gebrochen habe. Ihr Autor ist Michael Heinrich.

Nun weiß man, dass es gerade die Klassik war, die die Arbeitswertlehre entwickelte, auf deren Grundlage sie erst den inneren Zusammenhang der bürgerlichen Gesellschaft thematisieren konnte. Marx sah deshalb in der Klassik den wissenschaftlichen Höhepunkt der bürgerlichen politischen Ökonomie und knüpfte kritisch an deren Werttheorie an.

Es ist gerade diese Werttheorie, die Heinrich verwirft. Seiner Meinung nach muss der „Bruch mit dem theoretischen Feld der klassischen politischen Ökonomie“ die von Marx entwickelte Werttheorie soweit einschließen, wie sie „klassische Überreste“ enthalte. Heinrich spaltet deshalb die Marxsche Werttheorie in einen brauchbaren monetären Teil, worin das Geld eine große Rolle spielt, und in einen nicht monetären, klassischen Teil, den er als „Verkürzung des traditionellen, ‚weltanschaulichen‘ Marxismus“ ablehnt. Einer solchen Aufspaltung liegt die These zugrunde, dass die Marxsche Argumentation „ambivalent“ und zum Teil inkonsistent sei, dass sie zwischen einer monetären und einer prämonetären Werttheorie hin und her schwanke. Als Resultat seiner Bemühungen stellt Heinrich eine um die klassischen Elemente bereinigte monetäre Werttheorie auf, von der er behauptet, dass dort die „monetären Aspekte der Marxschen Wert- und Kapitaltheorie“ herausgearbeitet sind. Stimmt Heinrichs Vorwurf, dass die Marxsche Werttheorie ambivalent und inkonsistent ist und wie ist die monetäre Werttheorie zu beurteilen, die Heinrich durch Revision der Marxschen Werttheorie aufstellt?

#### **1. Grundzüge der monetären Werttheorie und Unterschiede zur Marxschen Auffassung**

Es fällt schwer, Gemeinsamkeiten von monetärer und Marxscher Werttheorie zu fixieren. Wenn wir in das Marxsche Kapital Band 1 hineinsehen, und nur die Überschrift des ersten Absatzes des Warenkapitels nehmen, wo es heißt, „Die zwei Faktoren der Ware: Gebrauchswert und Wert (Werts substanz, Wertgröße)“, liegt der Vorwurf aus dem Lager der monetären Werttheorie bereits in der Luft, Marx habe wie die Klassik den Wert als etwas Substanzhaftes bestimmt, ohne das Geld zu berücksichtigen. Mag man hier noch die Unterschiede durch die „Neue Marx-Lektüre“ wegdeuten, um sich auf diese Weise ein Stück Legitimation zu bewahren, spätestens nach der Marxschen Darstellung von Wert und Wertform dürfte eine monetär ausgelegte Lesart des Marxschen Kapitals kaum mehr möglich sein.

„Die Ware“, schreibt Marx dort zusammenfassend, „ist Gebrauchswert oder Gebrauchsgegenstand und ‚Wert‘. Sie stellt sich dar als dies Doppelte, was sie ist, sobald ihr Wert eine eigne, von ihrer Naturalform verschiedene Erscheinungsform besitzt, die des Tauscherts, und sie besitzt diese Form niemals isoliert betrachtet, sondern stets nur im Wert- oder Austauschverhältnis zu einer zweiten, verschiedenartigen Ware. (...) Unsere Analyse bewies, dass die Wertform oder der Wertausdruck der Ware aus der Natur des Warenerts entspringt, nicht umgekehrt Wert und Wertgröße aus ihrer Ausdrucksweise als Tauschert.“<sup>1</sup>

Den ersten Satz, dass die Ware Wert ist, wird Heinrich als „substantialistisch“, als einen unverarbeiteten Rest klassischen Denkens verwerfen müssen. Schließlich sei der Wert keine Eigenschaft der einzelnen Ware, sondern setze die Beziehung zu anderen Waren voraus, also das, was Marx im Zitat als Tauschwert, später dann als Preisform des Werts bezeichnet. „Die Produkte“, müsste Heinrich hinzufügen, erhielten „ihre Wertgegenständlichkeit erst im Austausch“, vor dem Austausch könnten sie „noch gar keine Ware sein“.<sup>2</sup> Deshalb sei die Ware Gebrauchswert und Tauschwert, nicht aber Wert. Der mit der Kapitallektüre vertraute Leser wird sich daran erinnern, dass Marx den Satz, die Ware ist Gebrauchswert und Tauschwert als „falsch“ bezeichnet. Denn die Erscheinungsweise des Werts ist eben etwas anderes als der Wert selbst.

Entspringt bei Marx die Wertform aus der Natur des Warenwerts, so sagt Heinrichs monetäre Werttheorie, dass der Wert im Austauschverhältnis entsteht, also dort, wo nach Marx der Wert der Ware lediglich eine „eigene, von ihrer Naturalform verschiedene Erscheinungsform besitzt“. Für die monetäre Werttheorie ist der Wert der Ware nur der Ausdruck ihres Werts, in der Marxschen Werttheorie ist der Wert von dieser Darstellung unabhängig, er ist dieser Darstellung vielmehr vorausgesetzt. Den Wert der Ware bestimmen, heißt für Heinrich, ihren Tauschwert, also in entwickelter Gestalt, ihren Geldausdruck finden. Der Wert der Ware ist dann sein Wertausdruck, d. h. sein Ausdruck im Geld. Auf diese Weise werden Preis und Wert in Übereinstimmung gebracht. Es gibt keinen wirklichen, vom Preis getrennten Wert mehr, der Wert ist der Preis. Preis und Wert sind identisch, das ist die eigentliche Botschaft der monetären Werttheorie, auch wenn dies gelegentlich dementiert wird.<sup>3</sup>

„Vor dem Austausch und in Abstraktion vom Geld“ bestätigt uns Heinrich erneut, „kann es keine Wertgegenständlichkeit und daher auch kein quantitativ bestimmtes Wertsystem geben“.<sup>4</sup> Fehlt aber ein „quantitativ bestimmtes Wertsystem“, dann gibt es auch kein Wertgesetz, nicht mehr das sowohl von der Klassik als auch von Marx aufgestellte Gesetz, wonach sich der Wert einer Ware zum Wert jeder anderen Ware verhält wie die zur Produktion der einen notwendigen Arbeitszeit zu der für die Produktion der anderen notwendigen Arbeitszeit.<sup>5</sup> Mit der Verabschiedung des Wertgesetzes kann nicht mehr erklärt werden, was sich da in der Konkurrenz durchsetzen muss, so dass die Bewegungen von Produktion und Preise unverständlich bleiben. Vom Standpunkt der monetären Werttheorie ist eine wissenschaftliche Analyse der Konkurrenz nicht mehr möglich.

Wenn für Heinrich der Wert der Ware nur sein Wertausdruck ist, dann fehlt die „Möglichkeit quantitativer Inkongruenz zwischen Preis und Wertgröße“, wie Marx für die Preisform herausarbeitet.<sup>6</sup> Eine Ware kann nun weder unter noch über ihren Wert verkauft werden, denn ihr Wert ist das, wozu sie verkauft wird. Entsprechend muss die monetäre Werttheorie die systematische Abweichung von Preisen und Wertgrößen leugnen, die durch den Durchschnittsprofit eintritt. In einer monetären Argumentation stelle sich, wie Heinrich folgerichtig sagen muss, das „Problem einer quantitativen Umrechnung von Werten in Produktionspreise überhaupt nicht“.<sup>7</sup> Wozu dieser Firlefanz, wenn doch Werte gar nicht etwas Eigenständiges sind, wenn sie in Preisen aufgehen?

„Da ein unabhängig vom Tausch existierendes quantitatives Wertsystem eine Chimäre ist“, folgert Heinrich, „ist ein quantitativer Vergleich von Werten und Produktionspreisen gar nicht möglich. Daher kann es auch keine quantitative Determinierung des Produktionspreissystems durch ein irgendwie geartetes, präexistentes Wertsystem geben.“<sup>8</sup> Gibt es keine Werte, die unabhängig von ihrer Darstellung in Geld sind, dann kann es auch keine Abweichung von einem Wert geben, der im Geld ausgedrückt wird, also auch keine Abweichung von Wert und Produktionspreis.

Heinrichs Lösung des „Transformationsproblems“ besteht einfach darin, dass er die Wertgrößen abschafft, so dass es dann auch nichts mehr in Preisgrößen zu verwandeln gibt. Auf diese Art und Weise konnte sich bereits die neoklassische Preistheorie der Transformationsfrage entziehen, da sie, wie es Heinrich nun tut, ein „unabhängig vom Tausch existierendes quantitatives Wertsystem“ als angeblich überflüssigen Kram abstreifte. Nur sie tat es geräuschvoll, akzentuiert, kämpferisch. Sie bekannte sich dazu. Sie trat mit offenem Visier der klassischen und der

Marxschen Werttheorie entgegen. Sie segelte nicht unter der Fahne einer Rettung der Marxschen Werttheorie. Heinrich interpretiert die Marxsche Werttheorie heimlich in eine Preistheorie um; er schmiegte sich an sie, gibt vor, sie zu verbessern, sie zu retten. Er verharmlost sein Vorgehen mit dem Versprechen, nur einige Ambivalenzen der Marxschen Werttheorie ausräumen zu wollen. In Wirklichkeit verlässt er die Marxsche Werttheorie und stellt sich auf den Boden einer Preistheorie, die den Wertbegriff ad acta gelegt hat.

## 2. Abstrakte Arbeit

Heinrichs Auflösung der Werttheorie in Preistheorie durchläuft verschiedene Stadien, die wir entlang seiner eigenen Systematik begleiten wollen. Am Anfang steht die Uminterpretation des Marxschen Begriffs „abstrakte Arbeit“ in eine Kategorie, die schließlich der Zirkulationssphäre angehören wird.

Heinrich beginnt seinen Absatz „Abstrakte Arbeit“<sup>9</sup> mit der Umdeutung einer Marxpassage aus dem Fetischkapitel des ersten Bandes des Kapitals, wo Marx den eigentümlichen gesellschaftlichen Charakter der Arbeit anspricht, welche Waren produziert. Marx schreibt:

„Erst innerhalb ihres Austauschs erhalten die Arbeitsprodukte eine von ihrer sinnlich verschiedenen Gebrauchsgegenständlichkeit getrennte, gesellschaftlich gleiche Wertgegenständlichkeit. Diese Spaltung des Arbeitsprodukts in nützliches Ding und Wertding betätigt sich nur praktisch, sobald der Austausch bereits hinreichende Ausdehnung und Wichtigkeit gewonnen hat, damit nützliche Dinge für den Austausch produziert werden, der Wertcharakter der Sachen also schon bei ihrer Produktion selbst in Betracht kommt. Von diesem Augenblick erhalten die Privatarbeiten der Produzenten tatsächlich einen doppelten gesellschaftlichen Charakter. Sie müssen einerseits als bestimmte nützliche Arbeiten ein bestimmtes gesellschaftliches Bedürfnis befriedigen und sich so als Glieder der Gesamtarbeit, des naturwüchsigen Systems der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit, bewähren. Sie befriedigen andererseits nur die mannigfache Bedürfnisse ihrer eignen Produzenten, sofern jede besondere nützliche Privatarbeit mit jeder andren nützlichen Art Privatarbeit austauschbar ist, also ihr gleichgilt.“<sup>10</sup>

Heinrich zitiert nur die hier unterstrichenen Passagen. Er verkürzt das Zitat so, um den Anschein zu erwecken, als würde Marx den gesellschaftlichen Charakter Waren produzierender Arbeit in der Zirkulation, nicht aber in der Produktion ansiedeln. Der Eindruck entsteht, weil im ersten Satz vom Austausch die Rede ist. Wenn die Privatarbeiten „von diesem Augenblick“ einen „doppelten gesellschaftlichen Charakter“ erhalten, dann scheint Marx sagen zu wollen, dass „erst innerhalb ihres Austauschs“ die Privatarbeiten ihren gesellschaftlichen Charakter erhalten. Es wird schnell übersehen, dass Marx dort nicht von der Arbeit sondern von den „Arbeitsprodukten“ spricht. Jene Vorstellung bildet dann das Dogma der monetären Werttheorie, wobei der uminterpretierte Marx zum Kronzeugen einer monetären Wertargumentation verklärt wird.

Wäre Marx tatsächlich so verfahren, wie Heinrich es hier dem Leser nahe bringen möchte, dann wäre die Marxsche Werttheorie nicht nur ambivalent, sie wäre widersinnig: Der gesellschaftliche Charakter der Arbeit wäre dort, wo gar nicht mehr gearbeitet wird, wo die Arbeit abgeschlossen und nur noch getauscht wird.

Wenn Marx schreibt, dass „von diesem Augenblick die Privatarbeiten der Produzenten tatsächlich einen doppelten gesellschaftlichen Charakter erhalten“, dann heißt das gerade nicht, dass sie diesen erst im Austausch erhalten. Der Bezug ist ein völlig anderer. In dem von Heinrich ausgelassenen Teil geht es Marx nämlich um die Herausbildung des gesellschaftlichen Charakters der Waren produzierenden Privatarbeiten. Bedingung dafür ist die entwickelte Warenproduktion, wo die „Dinge für den Austausch produziert werden“ und wo „der Wertcharakter der Sachen schon bei ihrer Produktion selbst in Betracht“ kommt. Marx bezieht die Redewendung „von diesem Augenblick“ auf diese entwickelte Warenproduktion. Erst dann erhalten die Privatarbeiten der Produzenten „tatsächlich“ einen gesellschaftlichen Charakter.

Demgegenüber schiebt Heinrich diesen gesellschaftlichen Charakter der Arbeit in die Zirkulation, so dass die Privatarbeiten der Produzenten keine gesellschaftliche

Bestimmungen mehr besitzen. Solche reinen Privatarbeiten stehen dann der gesellschaftlichen Arbeit gegenüber, die zu einer Sache der Zirkulation verdreht wird. Für die Werttheorie ergeben sich folgenschwere Konsequenzen. Verschiebt Heinrich nämlich den gesellschaftlichen Charakter der Privatarbeiten in die Zirkulation, dann verschiebt er auch die Wertquelle in die Zirkulation, denn es ist die gesellschaftliche Arbeit, die den Wert produziert. Werte entstehen dann nicht mehr in der Produktion sondern in der Zirkulation; dies ist die Quintessenz - eine völlige Umkehrung der Marxschen Werttheorie.

Dass Heinrich den gesellschaftlichen Charakter der Privatarbeit der Produzenten schlichtweg übersieht, mag mit der sonderbaren Erscheinungsweise des gesellschaftlichen Charakters der Arbeit zusammenhängen. Denn tatsächlich erscheint dieser erst innerhalb des Austauschs, also exakt dort, wo Heinrich ihn auch wahrnimmt. Und Heinrich sieht dort den gesellschaftlichen Charakter der Arbeit als das Geldsein der Waren, als ein Verhältnis der Dinge unter sich außerhalb der wirklichen Produktion. Er begreift nicht den inneren Zusammenhang von dem gesellschaftlichen Charakter der Privatarbeit und der sachlich vermittelten Ausdrucksweise. Hier zeigt sich, in welchem tiefen Fetischismus Heinrich steckt, wie sehr er von dem der Warenwelt anklebenden gegenständlichen Schein der gesellschaftlichen Arbeitsbestimmungen getäuscht wird.

Kehren wir zum Ausgangszitat zurück, um näher auf die abstrakte Arbeit einzugehen. Marx behandelte dort resümierend den gesellschaftlichen Charakter der Privatarbeiten. Das Zitat endete mit dem Hinweis, dass jede Privatarbeit mit jeder anderen „nützlichen Art Privatarbeit austauschbar ist, also ihr gleichgilt“.

„Die Gleichheit toto coelo <völlig> verschiedener Arbeiten“, fährt Marx fort, „kann nur in einer Abstraktion von ihrer wirklichen Ungleichheit bestehen, in der Reduktion auf den gemeinsamen Charakter, den sie als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft, abstrakt menschliche Arbeit, besitzen.“<sup>11</sup>

Für Marx besteht der spezifisch gesellschaftliche Charakter der voneinander unabhängigen Privatarbeiten in ihrer Gleichheit als menschliche Arbeit. Solch eine gleiche Arbeit kann nur abstrakte, unterschiedslose Arbeit, allgemein menschliche Arbeit sein, die in der Verausgabung von „menschlichem Hirn, Nerv, Muskel, Sinnesorgane usw.“ existiert.<sup>12</sup> Die abstrakte Arbeit ist also nach Marx sowohl gesellschaftliche Arbeit als auch tatsächliche Verausgabung von menschlicher Arbeitskraft schlechthin. Sie ist beides und sie ist es, die den Wert produziert. Im Unterschied dazu produziert die Arbeit in ihrer konkret nützlichen Bestimmung den Gebrauchswert.

Heinrich hat diese spezifische Art der Gesellschaftlichkeit, woraus das gesamte Mysterium der Warenwelt entsteht, nicht verstanden. In seiner Unkenntnis wirft er Marx vor, „ambivalent“ zu sein, die abstrakte Arbeit mal physiologisch, als eine „Natureigenschaft von Arbeit“, dann wieder richtig als etwas Gesellschaftliches aufgefasst zu haben.<sup>13</sup> Heinrich versteht nicht, dass es die spezifische Art der Gesellschaftlichkeit ist, wodurch die Arbeit ihren Doppelcharakter erhält, dass sie als gesellschaftliche Arbeit abstrakte Arbeit, Verausgabung von Arbeitskraft schlechthin ist, und dass sie als Privatarbeit konkret nützliche, Gebrauchswertbildende Arbeit ist. Heinrich versteht nicht den Doppelcharakter der in den Waren dargestellten Arbeiten, den „Springpunkt um den sich das Verständnis der politischen Ökonomie dreht.“<sup>14</sup> Wenn er Marx eine „physiologische Auffassung abstrakter Arbeit“ vorwirft, dann versteht er nicht, dass Marx in der Formulierung „Verausgabung menschlicher Arbeit im physiologischen Sinn“, d. h. Verausgabung von „menschlichem Hirn, Nerv, Muskeln etc.“ die Arbeit als gleiche menschliche Arbeit, also Arbeit in ihrer spezifisch gesellschaftlichen Bestimmung auffasst. Heinrich versteht nicht, dass gerade in der Gleichheit der verschiedenen Arbeiten der eigentümliche gesellschaftliche Charakter der Arbeit liegt, die Waren produziert.<sup>15</sup>

Diese Einheit spaltet Heinrich in eine „physiologische Auffassung“ und eine „gesellschaftliche Auffassung“ abstrakter Arbeit auf, setzt beide gegeneinander, verwirft die erste Auffassung als naturalistischen Rest klassischen Denkens und macht die zweite Auffassung zu einer Angelegenheit der Zirkulation. Und wie schon

gehabt, beruft sich Heinrich dabei auf einen Marx, den er völlig uminterpretiert. Im Anschluss an obiges Marxzitat von der „Gleichheit verschiedener Arbeiten“ heißt es bei ihm: „Insofern ist abstrakte Arbeit eine spezifisch gesellschaftliche Bestimmung der Arbeit, die erst durch den Tausch zustande kommt.“<sup>16</sup> Auf diese Weise schiebt er Marx seine eigene widersinnige Vorstellung unter, als hätte Marx ebenfalls die abstrakte Arbeit in der Zirkulation, also getrennt von der wirklichen Arbeit angesiedelt. Tatsächlich läuft eine solche Uminterpretation auf die Beseitigung der Marxschen Werttheorie unter dem Schein ihrer konsequenten Ausführung hinaus.

Heinrichs Ambivalenz-Vorwurf gegen den Marxschen Begriff „abstrakte Arbeit“ fällt auf den Autor zurück. Es ist nicht die Marxsche Auffassung von der abstrakten Arbeit, die ambivalent ist; ihre Interpretation lässt sie erst so werden und diese Interpretation steckt, wie gezeigt, im Fetisch fest. Heinrich verwirrt den Begriff abstrakte Arbeit mit dessen Erscheinungsweise. Er versteht nicht den Doppelcharakter der Arbeit.

### 3. Wertgegenständlichkeit und Wertgröße

Man hat gesehen, dass Heinrich den spezifisch gesellschaftlichen Charakter der Arbeit ignoriert, dass er deshalb auch nicht erkennen kann, dass der gesellschaftliche Charakter der voneinander unabhängigen Privatarbeiten in ihrer Gleichheit als menschliche Arbeit besteht. Die Gesellschaftlichkeit ist für ihn nur eine Angelegenheit des Austauschs. Dies ist aber der Ort, wo die besondere Gesellschaftlichkeit Waren produzierender Arbeit erscheint und sie kann dort nur sachlich erscheinen als gesellschaftliches Verhältnis von Arbeitsprodukten. Diesen gegenständlichen Schein der gesellschaftlichen Charaktere der Arbeit nimmt Heinrich für bare Münze. Folgerichtig stellt er den Punkt heraus, „dass die Produkte ihre Wertgegenständlichkeit erst im Austausch erhalten, vor dem Austausch also noch gar keine Waren sind“.<sup>17</sup>

Die wissenschaftliche Entdeckung, dass die gleiche Wertgegenständlichkeit der Arbeitsprodukte nur die sachliche Form für die Gleichheit der Menschlichen Arbeiten ist, oder, wie Marx formulierte, „dass die Arbeitsprodukte, soweit sie Werte, bloß sachliche Ausdrücke der in ihrer Produktion verausgabten menschlichen Arbeit sind“<sup>18</sup>, geht bei Heinrich verloren.

Die Arbeit besteht für ihn nur in reiner Privatarbeit, als konkret nützliche Arbeit, die wegen ihrer Heterogenität nichts zur gleichen Wertgegenständlichkeit beisteuern kann. Die Werte sollen nichts mit tatsächlichen Arbeitsmengen zu tun haben, also nichts mit wirklich verausgabter, gleicher Arbeit. Für Heinrich existiert die abstrakte Arbeit, wie gezeigt, nur jenseits wirklicher Arbeit, als eine Kategorie der Zirkulation, nicht der Produktion. Dorthin verschoben, kann abstrakte Arbeit nicht mehr wirkliche Form der Arbeit sein; sie kann, wie Heinrich sagt, „überhaupt nicht ‚verausgabt‘ werden.“<sup>19</sup> Wertbildung findet deshalb statt nicht wo produziert, sondern dort, wo getauscht wird.

Nun entsteht eine Schwierigkeit, die Heinrich völlig übersieht. Die Arbeit fasste er auf als reine Privatarbeit, bestehend aus einer Vielzahl konkret nützlicher Arbeiten. Die produzierten Dinge gehen in den Austausch, ohne dass sie Wert besitzen. Es gibt keinen Wert, der in einer anderen Ware auszudrücken wäre, weil die Waren keinen Wert außerhalb dieses Ausdrucks haben. Es fehlt das Gemeinsame. Heinrich ist hier gefangen in der Schwierigkeit jeglicher Preistheorie, die auf eine Werttheorie verzichtet:

Der Wert ist jetzt die Menge von Gütern, die für einen Artikel fortgegeben werden, er ist eine bloße Tauschrelation, ein Mengenverhältnis zwischen verschiedenen Güterarten, mehr nicht. Werden z. B. 10 Einheiten eines Artikels, meinetwegen Computer, gegen ein Motorrad oder gegen 1000 Bücher fortgegeben, dann stehen die Computer in zwei Verhältnissen, die nichts miteinander gemein haben. Beide Verhältnisse sind ebenso heterogen, wie es die Gebrauchswerte sind. Es wäre unsinnig zu behaupten, die beiden Verhältnisse seien äquivalente Ausdrücke. Denn es gibt keinen Wert des Computers, der in Motorrädern oder Bücher auszudrücken wäre, weil weder Computer, Motorräder noch Bücher einen Wert außerhalb dieses Ausdrucks haben. Es gibt nichts Gemeinsames in solchen Verhältnissen.

Es war gezeigt, dass Heinrich die abstrakte Arbeit und mit ihr den Ort der Wertbildung in die Zirkulationssphäre verschiebt, dass er den Wert nicht getrennt vom Tauschwert, sondern als Tauschwert, als Tauschrelation verschiedener Gütermengen ansieht. Wenn der Wert mit der Produktion nichts mehr zu tun hat und in Tauschwert aufgelöst ist, dann kann die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit kein immanentes Maß des Werts sein. Konsequenterweise weist Heinrich die Marxsche Bestimmung der Wertgröße zurück. „Diese Messung ist aber keine“, bemerkt Heinrich, „die mit der Uhr ausgeführt werden kann; nur durch den Tausch kann hier gemessen werden.“<sup>20</sup> Wie diese Messung „vermittels des Geldes“ erfolgen soll und welche Bedeutung das Geld hat, wird uns nun beschäftigen.

#### 4. Geld als das „einzige wirkliche Maß der Werte“ (Heinrich)

Die unterschiedlichen Auffassungen von Marx und Heinrich zum Geld und zum Maß der Werte sollen entlang eines Marx-Zitats diskutiert werden, das Heinrich um den hier wiedergegebenen ersten Satz gekürzt hat:

„Die Waren werden nicht durch das Geld kommensurabel. Umgekehrt. Weil alle Waren als Werte vergegenständlichte menschliche Arbeit, daher an und für sich kommensurabel sind, können sie ihre Werte gemeinschaftlich in derselben spezifischen Ware messen und diese dadurch in ihr gemeinschaftliches Wertmaß oder Geld verwandeln. Geld als Wertmaß ist notwendige Erscheinungsform des immanenten Wertmaßes der Waren, der Arbeitszeit.“<sup>21</sup>

Marx begreift die Werte der Waren als „vergegenständlichte menschliche Arbeit“. Die gleiche oder abstrakte Arbeit, die in der Produktion tatsächlich verausgabt wird, ist hier die gesellschaftliche Einheit, die die Waren als Wert qualitativ gleichmacht. Die Werte sind „an und für sich kommensurabel“, bevor sie sich im Geld ausdrücken.

Heinrich sieht diese gesellschaftliche Einheit nicht, weil er den spezifisch gesellschaftlichen Charakter der Privatarbeiten der Produzenten ignoriert. Er weiß nicht, dass diese besondere Gesellschaftlichkeit in der gleichen Arbeit besteht, in der Verausgabung von Arbeitskraft schlechthin. Für ihn ist deshalb das Arbeitsprodukt heterogen, vielfältig, wie es die konkret nützliche Arbeit ist.

Bei Marx sind die Waren als Werte kommensurabel. Weil sie als Werte qualitativ gleich sind, können sie „ihre Werte gemeinschaftlich in derselben spezifischen Ware messen“. Indem sie dies tun, verwandeln sie diese „spezifische Ware“ in Geld. Das Geld selbst ist ihr Produkt; es ist keinesfalls den Werten der Waren vorausgesetzt. Für Marx ist das Geld die selbständige Darstellung des Werts. Geld ist deshalb bloß die Form, wie der Wert der Waren im Zirkulationsprozess erscheint. Dem „Geldpreis“ geht die Darstellung des Werts der Waren als Geld voraus.

Für Heinrich existieren vor dem Tausch nur Gebrauchswerte, keine Werte. Dementsprechend soll die gleiche Wertgegenständlichkeit „nur als Bezug der Waren auf Geld“<sup>22</sup> bestehen. Also ohne Geld keine Werte, keine gleiche Wertgegenständlichkeit. Es ist der im Tausch existierende Bezug zum Geld, wodurch die heterogenen Arbeitsprodukte kommensurabel werden,<sup>23</sup> eine Anschauung, die der wissenschaftlichen Analyse von Marx entgegensteht.

Entwickelt Marx das Geld aus den Werten der Waren als ihre notwendige Darstellungsform, so setzt Heinrich das Geld voraus, und er setzt es voraus als ein bloßes „Zeichen von Wert“<sup>24</sup>. Was hier der Wert sein soll, bleibt im Dunkeln. Heinrichs Geldzeichen repräsentiert kein wirkliches Geld, wie beispielsweise das von Marx analysierte Wertzeichen. Geld mit Eigenwert hält Heinrich für überflüssig. Waren als Werte, unabhängig vom Geld, kennt Heinrich nicht, also auch nicht die gemeinschaftliche Darstellung dieser Werte in derselben spezifischen Ware, in der Geldware. Somit produziert Heinrich den kuriosen Zusammenhang, wonach sich heterogene Arbeitsprodukte, also untereinander inkommensurable Gebrauchswerte, mit einer Menge Zeichen - etwa in Gestalt bedruckter Papierzettel - austauschen. Und ebenso unbegreiflich ist, wie solche (wertlose) Zeichen Werte hervorbringen, wie sie heterogene Arbeitsprodukte in Waren verwandeln. Heinrichs monetäre Wertvorstellungen stellen ein unlösbares Rätsel dar im Unterschied zur Marxschen Kritik der politischen Ökonomie, worin das Rätsel des Geldes gerade gelöst wird.

Kommen wir nun zum Geld als Wertmaß, das für Heinrich eine andere Bedeutung als für Marx besitzt. In der unterschiedlichen Auffassung spiegelt sich der Unterschied von Marxscher Werttheorie und Preistheorie.

Marx begreift die Werte unabhängig von ihrer Form; sie sind der Darstellung in Geld vorausgesetzt. Es folgt daraus, dass für die Wertgröße und für ihre Darstellung in Geld zwei verschiedene Maße existieren. Die Wertgrößen selbst stehen in einem immanenten Verhältnis zur gesellschaftlichen Arbeitszeit, die zur Produktion der Waren verausgabt wird. Entsprechend ist für Marx die Arbeitszeit das „immanente Wertmaß der Waren“.

Die Darstellung der Werte in Geld bedeutet, dass die Werte der Waren qualitativ durch die unmittelbare Austauschbarkeit der Ware mit Geld, und dass sie quantitativ durch die Austauschbarkeit einer bestimmten Menge einer Ware mit einer gegebenen Geldmenge ausgedrückt werden. Hier funktioniert das Geld als Wertmaß, das, wie Marx im obigen Zitat sagt, „die notwendige Erscheinungsform des immanenten Wertmaßes der Waren, der Arbeitszeit“ ist.

Hinter dem Wert und der Wertgröße die gesellschaftliche Arbeit bzw. Arbeitszeit zu sehen, ist eine wissenschaftliche Entdeckung höchsten Ranges. Denn dem Wert steht nicht, wie Marx im Fetischkapitel vermerkt, „auf der Stirn geschrieben, was er ist. Der Wert verwandelt vielmehr jedes Arbeitsprodukt in eine gesellschaftliche Hieroglyphe“. Dass es nicht einfach ist, den Sinn der Hieroglyphe zu entziffern, zeigt die späte wissenschaftliche Entdeckung und diese macht „Epoche in der Entwicklung der Menschheit“. Dadurch werde aber keineswegs der „gegenständliche Schein der gesellschaftlichen Charaktere der Arbeit verscheucht.“<sup>25</sup>

Heinrich sitzt diesem gegenständlichen Schein auf. Er erkennt nicht den inneren Zusammenhang von gesellschaftlicher Arbeit, Wert und Geld, den Marx klar formulierte. Er weiß nicht, warum sich die Arbeit notwendig in Wert darstellen muss und wie dieser dem Geld vorausgesetzte Wert erst das Geld hervorbringt. Er sieht nicht im Geld die sachliche Hülle gleichartiger menschlicher Arbeit. Die Geldform blendet ihn.

Das Geld selbst soll es sein, irgendein Zeichengeld, das die Zauberkraft besitzt, heterogene Arbeitsprodukte in gleiche Werte zu verwandeln. Ein Wertmaß jenseits des Geldes kann es deshalb bei ihm nicht geben. Heinrich lehnt das „immanente Wertmaß“ ausdrücklich ab, da, wie er meint, „vor dem Austausch nicht von einer bestimmten Wertgröße gesprochen werden kann“.<sup>26</sup> Das „einzig wirkliche Maß der Werte“ sei das Geld.<sup>27</sup> Wenn aber Geld ein solches Maß ist, dann konstituiert es notwendig den Wert. Es kann ihn aber nur konstituieren als Preis.

In Heinrichs Uminterpretation der von Marx fein säuberlich getrennten zwei Wertmaße zeigt sich der Abschied von der Marxschen Werttheorie. Denn das Größenmaß für die „wertbildende Substanz“ zurückweisen, bedeutet, den Wert zurückweisen, der dort seine Substanz besitzt. Das immanente Größenmaß des Werts ablehnen beinhaltet zugleich, den Marxschen Begriff des Werts ablehnen.

## 5. Zusammenfassung

Die Antworten, die hier auf die eingangs gestellten zwei Fragen gegeben worden sind, lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Heinrichs grundlegende These, dass die Grundbegriffe der Marxschen Ökonomiekritik ambivalent sind, wurde als falsch zurückgewiesen. Nicht die Marxschen Grundbegriffe enthalten eine Ambivalenz, es sind erst deren Umdeutungen, die dazu führen. Heinrich erzeugt die Ambivalenz durch Aufspaltung der Marxschen Werttheorie in einen so genannten „klassischen Teil“, von dem er sich abgrenzen will, und in einen zweiten Teil, den er für sich passend macht, um damit seine eigenen monetären Auffassungen zu legitimieren.

Die monetär umgedeuteten Teile der Marxschen Werttheorie verwirren den Wert mit der Geldform des Werts, den spezifisch gesellschaftlichen Charakter der Arbeit mit seiner sachlichen Darstellung. Heinrich nimmt diesen gegenständlichen Schein für bare Münze; er steckt tief im Geldfetisch fest. Die Wirkungen einer bestimmten gesellschaftlichen Form der Arbeit werden dem Geld zugeschrieben.

Wie ist Heinrichs eigene „monetäre Werttheorie“ zu beurteilen?

Sie stellt, so das Resultat, keine Fortentwicklung oder Präzisierung der Marxschen Werttheorie dar. Vielmehr bricht sie mit der Werttheorie, wenn sie den unabhängig vom Geld existierenden Wertbegriff übersieht. Der Wert der Ware soll nur ihr Preis sein. Heinrichs monetäre Werttheorie ist nicht mehr als eine Preistheorie, die alle Aporien einer Preistheorie, die keine Werte mehr kennt, mit sich herumschleppt. Darin wird das Geld als eine Menge irgendwelcher Zeichen vorausgesetzt. Wodurch aber diese Zeichen zu „Zeichen von Wert“ (Heinrich) werden, wie sie sich in Geld verwandeln, das dann die magische Kraft besitzen soll, heterogene Arbeitsprodukte kommensurabel zu machen, bleibt sein Geheimnis. Das Rätsel des Geldes hat Heinrich im Unterschied zu Marx nicht gelöst. Heinrichs Vorstellungen vom monetären Wert beinhalten die völlige Auflösung der Marxschen Werttheorie unter dem Schein ihrer konsequenten Ausführung.<sup>28</sup>

<sup>1</sup> MEW 23, S. 75. „Das Kapital“ und weitere Marxsche Texte werden nach Marx-Engels-Werke (MEW), Berlin 1956 ff zitiert.

<sup>2</sup> M. Heinrich (2006), Die Wissenschaft vom Wert, Münster, S. 216. „Wertgegenständlichkeit erhalten die Produkte ‚erst innerhalb des Austausches““. M. Heinrich (2008), Wie das Marxsche Kapital lesen? Stuttgart, S. 175; Gleiches S. 107

<sup>3</sup> Heinrich (2006), S. 243

<sup>4</sup> Heinrich (2006), S. 280

<sup>5</sup> MEW 23, S. 54. Dass die Arbeit wirklich die Grundlage des Tauschwertes ist, schrieb David Ricardo (1817/1972, Grundsätze der politischen Ökonomie und der Besteuerung, S. 36f) anknüpfend an Smith, „ist eine wirtschaftstheoretische Lehre von größter Wichtigkeit; denn aus keiner Quelle rühren so viele Irrtümer und Meinungsverschiedenheiten in jener Wissenschaft her wie aus den unbestimmten Ideen, die an das Wort Wert geknüpft werden.“ Und Ricardo stellt dann das Gesetz auf, „dass die auf die Produktion von Gütern verwendete Arbeitsmenge deren verhältnismäßigen Wert bestimmt.“

<sup>6</sup> MEW 23, S. 117

<sup>7</sup> Heinrich (2006), S. 280

<sup>8</sup> Heinrich (2006), S. 281f

<sup>9</sup> Heinrich (2006), S. 208 - 214

<sup>10</sup> MEW 23, S. 87

<sup>11</sup> MEW 23, S. 87

<sup>12</sup> MEW 23, S. 58 und 85. Gleiches in MEW 13, S. 18

<sup>13</sup> Heinrich (2006), S. 211f

<sup>14</sup> MEW 23, S. 56

<sup>15</sup> Hier liegt der theoretische Schlüssel für Heinrichs Fehlinterpretationen. Den Kapitallesern will er weiß machen, die „physiologische Bestimmung abstrakt menschlicher Arbeit“ widerspreche der gesellschaftlichen Bestimmung und sei „kein tragendes Element“ Marxscher Argumentation. Heinrich (2008), S.102

<sup>16</sup> Heinrich (2006), S. 209. Weiteres zu Heinrichs Uminterpretation der abstrakten Arbeit in eine Kategorie der Zirkulation: „Dass die Abstraktheit der Arbeit keine Natureigenschaft, sondern eine gesellschaftliche Eigenschaft der Arbeit ist, dass es sich um eine im Tausch vollziehende Abstraktion von der Verschiedenheit der Arbeiten handelt“. (2006, S. 211f) „Im Tausch gilt die verausgabte konkrete Arbeit als ein bestimmtes Quantum Wert bildender abstrakter Arbeit.“ M. Heinrich (2004), Kritik der politischen Ökonomie, Stuttgart, S. 49. „Diese abstrakt menschliche Arbeit erhalten wir erst als Resultat eines Abstraktionsvorganges, wenn im Austauschverhältnis von den Gebrauchswerten der getauschten Produkte und damit auch vom nützlichen Charakter der jeweiligen Arbeiten abstrahiert wird.“ Heinrich (2008), S. 72

<sup>17</sup> Heinrich (2006), S. 216. Ähnlich S. 232: „Gebrauchswerte werden also erst innerhalb und durch den Austausch zu Waren (...) dass den Waren erst innerhalb des Austausches Wert und Wertgröße zukommen.“

<sup>18</sup> MEW 23, S. 88

<sup>19</sup> Heinrich (2006), S. 218. Abstrakte Arbeit, gefasst als ein widersinniger Begriff der Zirkulation, kann weder verausgabt, noch quantitativ an der Arbeitszeit gemessen werden. „Dann kann sich abstrakte Arbeit aber auch nicht einfach durch Arbeitsstunden messen lassen: Jede mit der Uhr gemessene Arbeitsstunde ist eine Stunde einer ganz bestimmten konkreten Arbeit, verausgabt von einem bestimmten Individuum. (...) Abstrakte Arbeit kann dagegen überhaupt nicht ‚verausgabt‘ werden.“ Heinrich (2004), S. 49.

<sup>20</sup> Heinrich (2006), 219. An anderer Stelle heißt es: „Was mit der Uhr gemessen werden kann, ist immer nur die vor dem Tausch verausgabte Privatarbeit. (...) Wertbildende Arbeitszeit (oder die Menge abstrakter Arbeit) lässt sich nicht vor, sondern nur im Tausch messen – und wenn die Werte aller Waren aufeinander bezogen werden sollen, dann lässt sich diese Messung nur vermittels des Geldes durchführen.“ Heinrich (2004), S 63

<sup>21</sup> MEW 23, S. 109; Heinrich (2006), S. 240

<sup>22</sup> Heinrich (2006), S. 250

---

<sup>23</sup> „Ihre Wertgegenständlichkeit (...) existiert nur als Bezug der Waren auf Geld. ... Nur indem die Waren auf Geld bezogen werden, kann sich ein kohärenter gesellschaftlicher Zusammenhang zwischen den verschiedenen Privatarbeiten herstellen.“ Heinrich (2006), S. 250f. Ähnlich: M. Heinrich (2001), Monetäre Werttheorie. Geld und Krise bei Marx, PROKLA, 123/2001

<sup>24</sup> Heinrich (2006), S. 236

<sup>25</sup> MEW 23, S. 88

<sup>26</sup> Heinrich (2006), S. 242

<sup>27</sup> Heinrich (2006), S. 243. „Da vor dem Austausch nicht von einer bestimmten Wertgröße gesprochen werden kann, ist Geld als Wertmaß nicht einfach eine formale Übersetzung eines immanenten Wertmaßes, welches die Wertgröße bereits gemessen hat“. (Ebenda, S. 242)

<sup>28</sup> Von vergleichbaren Umdeutungen, nur gegen die Klassik gerichtet, berichtet Marx unter anderem in seinen „Theorien über den Mehrwert“. Einer von ihnen, der Schotte McCulloch, bot als „Vulgarisateur der Ricardoschen Ökonomie“ wohl das „kläglichste Bild“. Marx sah in seiner Schrift die „völlige Auflösung des Ricardoschen Systems in Wischwasch – eine Auflösung, die sich dabei spreizt, die konsequente Ausführung zu sein. (...) McCulloch ist ganz einfach ein Mann, der mit der Ricardoschen Ökonomie Geschäfte machen wollte, was ihm auch in bewunderungswürdiger Art gelungen ist. Ganz wie Say Geschäfte mit Smith machte.“ MEW 26.3, S. 168ff